

## Das Buch

Ian Rutledge arbeitet nach seinen traumatischen Erlebnissen als Soldat im Ersten Weltkrieg wieder als Inspektor bei Scotland Yard. Er soll in den Bergen Schottlands nach der 1916 verschwundenen Eleanor Gray suchen. Deren Mutter, Lady Maude Gray, verheimlicht die wahren Hintergründe des Verschwindens ihrer Tochter und leugnet jeglichen Zusammenhang mit einer in den Bergen gefundenen Leiche. Fiona MacDonald, eine allein erziehende Mutter, wird eines Tages in Form anonymer Briefe von den Dorfbewohnern gebrandmarkt und des Mordes bezichtigt. Um ihr Kind zu schützen, verschweigt auch sie einen Teil ihrer Geschichte und läuft somit Gefahr, unschuldig hingerichtet zu werden. Rutledge muss in einem Wettlauf gegen die Zeit die wahren Hintergründe um das Verschwinden Eleanor Grays aufdecken, um Fiona zu retten.

## Der Autor

Charles Todd lebt in London. Er wurde mit dem »Edgar« ausgezeichnet und war bereits drei Mal »Autor des Jahres« der *New York Times*.

CHARLES TODD

# Auf dünnem Eis

ROMAN

Aus dem Englischen  
von Uschi Gnade

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe  
LEGACY OF THE DEAD  
erschien 2000 bei Bantam Books, New York

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 04/2008  
Copyright © 2000 by Charles Todd  
Copyright © 2003 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2008  
Umschlagillustration: © D. Sim/Getty Images  
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
München – Zürich  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN-13: 978-3-43352-6

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für L., in Liebe*



# 1

1916 GLASGOW Die beiden Frauen saßen zusammengekauert in der kleinen Kutsche und sahen auf die schmutzige, beklemmende Straße hinaus. Bestürzt starrten sie den betrunkenen Alten an, der in einem der Hauseingänge lag. Die hohen Mietskasernen waren schäbig, trostlos und bedrohlich vernachlässigt. Hier gab es kein Erbarmen; Verzweiflung, Trübsinn und Armut hingen in der Luft. »Das ist ja furchtbar hier!«, sagte eine der Frauen schließlich. Sie war die ältere, obwohl der Altersunterschied nicht nennenswert war. Beide waren jung und ängstigten sich sehr.

»Bist du ganz sicher, dass das die richtige Straße ist? Ich kann einfach nicht glauben, dass ...« Ihre Begleiterin saß mit den Zügeln auf dem Schoß da und ließ ihren Satz unbeendet in der Luft hängen.

Daraufhin kramte die Mitreisende in ihrer Handtasche, zog den zerknitterten Zettel heraus und las noch einmal die Anschrift. Ihre Lippen zitterten, und sie fror. Ihr war übel. »Du kannst dich selbst davon überzeugen. Oh ...« Der Zettel glitt ihr aus den Fingern, und sie bekam ihn im letzten Moment zu fassen, ehe er in die stinkende Brühe im Rinnstein unter den Rädern segelte.

Es war die richtige Straße, und sie standen vor dem Haus, das sie seit mehr als einer Stunde suchten.

Es herrschte Stille; nur der Regen erzeugte Geräusche, und irgendwo in der Ferne piff ein Zug. Das Pferd wartete geduldig.

»Du kannst es dir doch merken, nicht wahr?«, fuhr die ältere Frau atemlos fort. »Ich bin Mrs. Cook. Und du bist Sarah. Meine

Mutter hatte eine Haushälterin, die Mrs. Cook hieß. Und eine Näherin namens Sarah. Das macht es mir leichter.« Sie starrte das Haus an. »Dieser Ort ist verflucht, es ist einfach grauenhaft!«

»Ich muss mir nur merken, wer du bist. Und so habe ich dich schon den ganzen Tag genannt. Mrs. Cook. Reg dich bloß nicht auf, sonst machst du dich noch krank!«

»Ja.« Sie strich die spürbar feuchte Decke auf ihren Knien glatt.

Das Pferd schnaubte und trat im Regen unruhig von einem Fuß auf den anderen.

Schließlich drückte die ältere Frau die Hand ihrer Begleiterin und sagte: »Wir müssen jetzt reingehen, Sarah. Wir werden erwartet. Es muss fast an der Zeit sein.«

Sie stiegen steif aus der Kutsche – zwei ehrbare junge Frauen, die hier ebenso fehl am Platz wirkten, wie sie sich vorkamen. Der Gestank nach fauligen Kloaken und gedünstetem Kohl, durch den Rauch der Kohlefeuer und den Schmutz auf den Straßen verstärkt, hing drückend in der feuchten Luft und schien sie einzuhüllen, ein Pesthauch der Stadt.

Sie bahnten sich einen Weg zur Tür, stiegen über altes Zeitungspapier und braunes Sackleinen, dem der Regenguss die Konsistenz von Hafergrütze verliehen hatte. Als sie den Schnappriegel hoben, konnten sie in einen grässlichen dunklen Tunnel sehen, in Wirklichkeit nichts weiter als ein Korridor, in dem Abfälle herumlagen, doch ihnen erschien er wie der unwiderrufliche Pfad zur Hölle.

Die Tür, die sie suchten, war die zweite links, durch eine kaum lesbare Nr. 3 auf einem schmutzigen Kärtchen gekennzeichnet. »Herein!«, rief jemand, als sie zaghaft anklopften, und sie betraten einen kargen, fensterlosen Raum mit hoher Decke und einem halben Dutzend kaputter Stühle. Feuchtkalte Luft und der Geruch nach Zigarren und schalem Bier schlugen ihnen entgegen, und ihre prüfenden Blicke stellten fest, dass hier seit Jahren nicht mehr sauber gemacht worden war.

Im Nebenzimmer hinter einer zweiten Tür konnten sie jemanden weinen hören.

Die ältere Frau nahm die Hand ihrer Freundin und sagte: »F... Sarah ... mir wird übel!«

»Nein, das ist nur die Angst. Komm, setz dich.« Sie fand schnell den besten Stuhl, zog ihn für sie heran und setzte sich dann selbst. Ihr Stuhl wackelte, da eines der Beine zu kurz war.

Eine undefinierbare Farbe, die von den Wänden und der Decke bröckelte, ließ den Fußboden gesprenkelt wirken, und der alte braune Teppich in der Mitte schien aus all der Hoffnungslosigkeit gewirkt zu sein, die hier eingekehrt war.

Die ältere der beiden Frauen begann zu zittern. »Ich habe keine Angst – ich fürchte mich zu Tode!«

»Es wird alles gut ausgehen – warte es ab.« Das war eine tröstliche Lüge, die von beiden als solche akzeptiert wurde.

Eine Zeit lang saßen sie schweigend da, die Hände fest umklammert und bleich beim Gedanken an das Bevorstehende. Das Weinen ging unablässig weiter, und über ihren Köpfen wurden Möbel gerückt, erst hierher und dann dorthin, ein endloses Kreischen, das halb menschlich, halb dämonisch erschien. Aus dem Korridor war die erhobene Stimme eines Mannes zu vernehmen, und beide zuckten zusammen.

Während sie die Verbindungstür zwischen den Zimmern im Auge behielten, spürten sie, wie sich die Minuten zu einer halben Stunde ausdehnten. »Sarah« ertappte sich bei dem Wunsch, die Tür möge aufgehen, und dann graute ihr wieder davor, dass es dazu kommen könnte. Sie waren schon sehr lange hier – warum war niemand herausgekommen, um mit ihnen zu reden? Man hatte sie um Punkt zwei Uhr erwartet ...

Wenn doch bloß das Weinen aufhören würde ...

Plötzlich stand die ältere Frau auf. »Nein, ich kann es nicht tun!« Ihre Stimme war belegt und klang in ihren eigenen Ohren unnatürlich laut.

»Du musst es tun! Wenn du es nicht tust, bringt er dich um!«

»Lieber brächte ich mich selbst um. O Gott, ich kann die Erinnerung an diesen Ort nicht für den Rest meines Lebens mit mir herumtragen, ich kann es einfach nicht! Es war ein Fehler. Ich will nach Hause. Sarah, bring mich nach Hause, um Himmels willen, *bring mich nach Hause!*«

Ihre Freundin sagte voller Mitgefühl in den Augen: »Bist du sicher? Ist das dein letztes Wort? Ich kann die Kutsche kein zwei-

tes Mal ausleihen, ohne einen triftigen Grund zu nennen. Man würde mir Fragen stellen.«

»Bring mich einfach nur nach Hause!« Sie zitterte jetzt ernstlich, fröstelte vor Furcht und Grauen, und weil sie wusste, dass sie diese Entscheidung eigentlich nicht treffen durfte. Ihre Freundin legte ihr einen Arm um die Schultern, und draußen im Gang wurde ihr übel; etliche Minuten lehnte sie mit solchen Schmerzen an der Wand, dass sie in sich selbst zusammensackte schien, zerbrechlich und hilflos. Sie war derart geschwächt, dass sie fast ohnmächtig wurde, und ihr Atem war ein Schluchzen, als sie die Stirn an die schmutzige graubraune Farbe der Wand presste und dankbar für deren Kühle war.

Hinter den anderen Türen konnten sie, kaum gedämpft, Stimmen hören – weinende Kinder, einen fluchenden Mann, eine Frau, die ein trauriges Lied sang und die Töne nicht traf. Eine Katze miaute ungeduldig, Töpfe klapperten, und ein Pochen war zu vernehmen, als klopfte irgendwo jemand einen Teppich aus. Aber zum Glück kam niemand ins Treppenhaus. Doch das konnte jeden Moment geschehen ...

»Schaffst du es bis zur Kutsche?«, fragte ihre Begleiterin behutsam.

»Ich muss es versuchen ...« Die ältere Frau richtete sich mühsam auf und presste ein Taschentuch an ihre Lippen. »Ich wünschte, ich wäre niemals hergekommen – ich wünschte, ich hätte nie von diesem Ort gehört, geschweige denn, ihn mit eigenen Augen gesehen! Wenn ich gestorben wäre, wie hätte ich *ihm* dann gegenüberreten können, mit diesem Ort auf meinem Gewissen!«

»Er würde es verstehen. Ganz bestimmt. Das war doch das Besondere an ihm. Der arme Mann.«

»Ja.« Sie hakten sich trostsuchend ein und gingen mit unsicheren Schritten zur Haustür zurück. In dem Augenblick, in dem sie die Tür erreichten, wurde diese aufgerissen, und ein Mann, der stark nach Schweiß und zu viel Bier roch, grinste sie einen Moment lang viel sagend an und musterte beide eingehend. Den Mietern musste klar sein, was sich in Nummer drei abspielte. »Sarah« spürte, dass sie vor Verlegenheit errötete, aber

der Mann hielt die Tür weit auf und ließ sie unbehelligt vorbeigehen.

Die ältere Frau schaffte es mit Mühe und Not, wieder in die Kutsche zu steigen. Sowie sie dasaß, sank sie zur Seite und klammerte sich an eine der Verstrebungen, die das Dach trugen. Ihre Reisegefährtin packte sie behutsam in die feuchte Decke und sah sie mitleidig an.

Was sollten sie tun? Was sollten sie jetzt bloß tun?

Sie nahm ebenfalls Platz, doch dann fiel ihr ein, dass sie das Pferd nicht losgebunden hatte, und sie stieg noch einmal aus. Jetzt kamen mehrere Leute die Straße hinunter, platschten in die Pfützen und eilten mit gesenkten Köpfen vorbei. Drei magere Kinder mit schmutzigen Gesichtern blieben stehen, um sie anzustarren, weil sie auf den ersten Blick als Fremde zu erkennen war, und rannten dann weiter. Ein plötzlicher Windstoß ließ Röcke heftig flattern, und zwei Häuser weiter flog einem Mann der Hut vom Kopf und drehte sich wie ein Kreisel auf der Straße. Jetzt machte der Regen Ernst, und sie schürfte sich das Schienbein auf, als sie wieder auf ihren Sitz kletterte. Sie stand selbst kurz vor den Tränen, als sie die Zügel in die Hand nahm und mit dem Pferd sprach. »Lauf los.«

Der Weg war sehr weit. Es war eine lange, kalte, nasse und trübsinnige Rückfahrt. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Seitenblick auf die andere Frau und sah, dass sie mit geschlossenen Augen lautlos weinte und sich auf die Unterlippe biss. In ihrem blassen Gesicht spiegelten sich Elend und Erschöpfung wider.

Ich weiß nicht, wie mir an ihrer Stelle zumute wäre, sagte sich »Sarah« verzagt. Trostlos. Verängstigt. Aber ich werde mir etwas einfallen lassen. Gott steh mir bei – *ich muss mir etwas einfallen lassen!* Wir können nicht noch einmal herkommen. Dazu fehlt uns die Kraft!

Es war schon sehr spät, als sie ihr Ziel erreichten. Die Stadt lag still und dunkel da. Irgendwo jaulte ein Hund, und der Wind raunte um den Kirchturm und sauste zwischen den Grabsteinen auf dem Friedhof umher – ganz so, als verbreitete er tuschelnd die Neuigkeiten, dachte »Sarah«, als sie das alte Pferd zu seinem Stall lenkte.

Ich bin so erschöpft, dass ich mir Dinge einbilde.

Zum hundertsten Mal warf sie einen Blick auf die Frau an ihrer Seite. Sie hatte die Augen nach wie vor geschlossen, schlief aber nicht.

»Wir sind zu Hause«, sagte sie sanft zu ihrer Freundin, denn sie wollte sie nicht erschrecken. Sie waren durchnässt und hungrig, da es ihnen widerstrebt hatte, in einer der anrühigen Kneipen oder in einem der Gasthäuser am Weg Halt zu machen, in denen anständige Reisende abstiegen. Sie hatten gefürchtet, gesehen oder erkannt zu werden, gefürchtet, jemand könnte sich später daran erinnern, dass sie auf dem Rückweg von Glasgow gewesen waren, wo sie nichts zu suchen hatten.

»Ja.« Sie öffnete die Augen, sah den Friedhof und erschauerte. Die kalten weißen Steine schienen wie ausgestreckte Finger auf sie zu deuten. »Ich wünschte, ich wäre ebenfalls tot!«

Während ihre Blicke einem Pfad zwischen den Steinen folgten, murmelte die jüngere Frau mit unendlicher Traurigkeit: »Ich auch.«

## 2

1919 DUNCARRICK Die ersten Briefe trafen Mitte Juni ein, kaum mehr als ein paar Worte, die mit billiger Tinte auf billiges Papier gekritzelt waren.

Fiona fand nie heraus, wer den ersten Brief erhalten hatte. Anfangs kam sie nicht einmal dahinter, was die Kälte ausgelöst hatte, die ihr entgegenschlug. Im Lauf des Monats schien es, als fänden die Frauen, die ihre Nachbarinnen waren, eine nach der anderen Ausflüchte, um ihre Wäsche nicht aufzuhängen und in ihren Gärten kein Unkraut zu jäten, wenn Fiona im Hof des Wirtshauses arbeitete. Die freundlichen Begrüßungen über den Zaun, die Blumen für die Schankstube oder die Süßigkeiten für das Kind, die man ihr gelegentlich geschenkt hatte – all das fand ein Ende. Bald nickten ihr die Leute auf der Straße nicht mehr zu. Und in den Geschäften unterließ man es, mit ihr zu reden. Im Wirtshaus blieb die Kundschaft aus. Männer, die an den langen Sommerabenden oft auf ein Bier hereinkamen, mieden jetzt ihren Blick und eilten an der Tür vorbei. Die Kälte jagte ihr Angst ein. Sie wusste nicht, wie sie dagegen vorgehen sollte, weil es niemanden gab, der ihr sagte, was alledem zugrunde lag. Zum hundertsten Mal wünschte sie, ihre Tante wäre noch am Leben.

Sogar Alistair McKinstry, der junge Constable, schüttelte bestürzt den Kopf, als sie ihn fragte, womit sie die Leute gekränkt hatte. »Daran muss es nämlich liegen«, sagte sie zu ihm. »Jemand hat etwas in die falsche Kehle gekriegt. Oder ich habe es versäumt, ein Versprechen zu halten. Aber was ist mir entfallen? Ich habe es mir immer wieder durch den Kopf gehen lassen.«

Er hatte die Blicke hinter ihrem Rücken gesehen. »Ich weiß es

nicht. In meinem Beisein fällt kein Wort darüber. Es ist, als würde auch ich ausgeschlossen.«

Er lächelte gequält. Die halbe Stadt musste wissen, was er für sie empfand. »Es könnte eine belanglose Kleinigkeit sein, Fiona. Ich würde es mir nicht zu Herzen nehmen.« Das war ihr kein Trost, denn sie hatte es sich bereits zu Herzen genommen und fragte sich, ob genau das beabsichtigt war – ihr Kummer zu bereiten. Aber weshalb nur?

Am ersten Sonntag im Juli zischelte die alte Frau, die stets in der hintersten Kirchenbank saß, ihr etwas zu, als sie mit dem kleinen Jungen hereinkam und ihn zu ihrem gewohnten Platz führte. Dieses eine Wort ging im ersten Kirchenlied unter, doch sie hatte es genau verstanden. *Dirne*. Es ließ sie erröten, und in dem zahnlosen Lächeln der Frau drückte sich grimmige Genugtuung aus. Sie hatte sie verletzen wollen.

Erst hatte man sie gemieden, und jetzt ging man zum Angriff über.

Die Predigt an jenem Morgen drehte sich um Ruth und Maria Magdalena. Die brave, tugendhafte Frau, die nicht von der Seite ihrer Schwiegermutter gewichen war, und die liederliche Dirne, deren Sünden Christus vergeben hatte.

Mr. Elliot, der schottische Geistliche, machte kein Hehl daraus, wen er an Christi Stelle bevorzugt hätte. Seine schroffe, laute Stimme machte deutlich, dass eine gute Frau in Gottes Augen ein Juwel war. Ihr hervorstechendes Merkmal war Demut – solche Frauen kannten ihren Platz und hielten ihre Herzen rein von Sünde. Nur von Christus konnte man erwarten, dass er einer sündigen Frau vergab. Er persönlich vertrat dagegen die Ansicht, dass es für Sünderinnen keine Erlösung gab.

Man hätte meinen können, dachte Fiona, Mr. Elliot wüsste besser als Gott der Allmächtige, wie man mit Sünderinnen verfahren sollte – höchstwahrscheinlich steinigen! In solchen Angelegenheiten vertrat er eine streng alttestamentarische Auffassung. Er war ein kalter, selbstgerechter Mann. Sie hatte sich nie dazu durchringen können, ihn zu mögen. In drei Jahren hatte sie keine Spur von Edelmut oder Barmherzigkeit an ihm entdeckt, selbst dann nicht, als ihre Tante im Sterben gelegen hatte. Er hat-

te mit Donnerstimme von der kranken Frau wissen wollen, ob all ihre Sünden gebeichtet und vergeben worden seien. Und er hatte ihr ins Gedächtnis gerufen, dass die Hölle ein Ort voller Gräuel und Dämonen war. Als das Ende nahte, hatte er keinen Trost spenden können. Fiona hatte ihn einfach ausgesperrt. Sie fragte sich, ob Mr. Elliot ihr diesen Schritt verziehen hatte.

Als er sich jetzt für sein Thema erwärmte und in Fahrt geriet, spürte sie, dass verstohlene Blicke auf sie geworfen wurden, kaum wahrnehmbare Blicke, verborgen unter einer Hutkrempe oder unter hellen Wimpern. Sie wusste, was die Leute dachten. Es wurde öffentlich betont, dass sie die Maria Magdalena von Duncarrick war. Eine Dirne. Lag es an ihrem Kind?

Das ergab keinen Sinn: Als sie mit dem Jungen hergekommen war, war allen mitgeteilt worden, dass sie ihren Mann im Krieg verloren hatte. Sogar ihre Tante, die es mit dem Anstand sehr genau nahm, hatte sie in ihren Armen gehalten und geweint und sie dann in der Stadt herumgeführt, um sie jedem vorzustellen, der von Bedeutung war. Sie hatte die Tragödie eines Knaben, der ohne seinen Vater aufwuchs, und die schlimmen Kämpfe in Frankreich beklagt, in denen so viele gute Männer umgekommen waren.

Fiona war nicht die einzige junge Witwe in der Stadt. Warum war ausgerechnet sie auserkoren worden? Warum hatten sich die Leute von einem Moment zum nächsten – und ohne jede Erklärung – so heftig gegen sie gestellt? Seit 1914 hatte sie keinen anderen Mann auch nur angesehen. Nie hatte sie sich anstelle des Mannes, den sie verloren hatte, einen anderen gewünscht.

Am darauf folgenden Montagmorgen schwenkte draußen vor dem Metzgerladen jemand einen Brief vor ihrer Nase und verlangte zu wissen, woher Fiona die Unverschämtheit nähme, sich unter anständigen Leuten zu bewegen und ihrer aller Seelen in Gefahr zu bringen.

Es gelang ihr, der fuchtelnden Hand mit den roten Fingern den Brief zu entreißen; es war die Hand der Frau, die sich ihren Lebensunterhalt damit verdiente, anderer Leute Wäsche zu waschen. Fiona brachte den Brief an sich und strich ihn halbwegs glatt, damit sie ihn lesen konnte.

*Machst du die Wäsche für sie? Das Bettzeug, das von ihrer Ruchlosigkeit besudelt ist, und die Unterwäsche, die ihr widerwärtiges Fleisch berührt hat? Sorgst du dich gar nicht um deine eigene Seele?*

Der Brief trug keine Unterschrift.

Fiona war so schockiert, dass ihr Herz in der Brust einen Satz machte. Sie las die Zeilen noch einmal und fühlte sich elend. Mrs. Turnbull beobachtete sie mit glühender Gehässigkeit, als kostete sie das Leid aus, das sie verursacht hatte.

»Sie waschen meine Wäsche doch gar nicht«, begann Fiona bestürzt, ehe sie erkannte, dass das überhaupt keine Rolle spielte.

Aber wer konnte so etwas geschrieben haben?

Eine solche Gemeinheit! Es verschlug ihr die Sprache, dass jemand so grausam sein konnte.

*... Bettzeug von ihrer Ruchlosigkeit besudelt ... ihr widerwärtiges Fleisch ...*

Es wurden keine Namen genannt ...

Weshalb also war Mrs. Turnbull so schnell darauf verfallen, dass diese Gehässigkeiten Fiona galten? Sie war keine kluge Frau, und sie war auch nicht übermäßig mit Phantasie begabt. Ebenso wenig war sie von Natur aus besonders rachsüchtig. Wie war sie auf Fiona gekommen? Wieso stand ausgerechnet sie als die ruchlose Übeltäterin da? Weil sie nicht von Geburt an hier gelebt hatte? Weil ihre Tante tot war und sie das Wirtshaus allein und unbeaufsichtigt führen musste? Sie war nie auf den Gedanken gekommen, sie bräuchte eine Anstandsdame! War es das? Dass es unschicklich war, wenn eine anständige junge Dame die Männer in der Bar bediente? Seit dem Krieg hatte das Wirtshaus nicht mehr genug abgeworfen, um eine Bedienung zu beschäftigen.

»Das ist böswilliger Unsinn! Woher haben Sie diesen Brief?«, fragte Fiona.

Mrs. Turnbull sagte: »Er hat unter meiner Türmatte gelegen. Und ich bin nicht die erste. Und auch nicht die letzte! Warten Sie es nur ab!«

*... nicht die erste und auch nicht die letzte ...*

Es gab mehr von diesen Briefen. Fiona versuchte, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, doch es gelang ihr nicht. Hatten alle, die sie jetzt mieden, derart heimtückische Mitteilun-

gen ohne Unterschrift erhalten? Aber wie konnten die Leute so etwas glauben? Es hätte sie doch gewiss jemand warnen können – eine Freundin, eine Nachbarin ...

Das Waschweib riss Fiona den Brief aus der Hand und stolzierte davon, die Selbstgerechtigkeit in Person. Mrs. Turnbull war eine einfache Frau, die für ihren unbeugsamen Glauben und ihre Engstirnigkeit bekannt war. Beides hatte ihr den Mut verliehen, ihrer Wut Luft zu machen. Und ihrer Furcht.

Wie die alte Frau auf der hintersten Kirchenbank hatte sich auch Mrs. Turnbull die anmaßende Art des Pöbels angenommen.

Ende Juli klopfte ein Polizist an Fionas Tür. Constable McKinstry stand nervös und verlegen in seiner Dienstuniform auf den Stufen vor dem Haus.

»Schlagen Sie mir die Tür nicht vor der Nase zu«, sagte er beschwichtigend. »Ich bin gekommen, um zu fragen ... Es geht um den Jungen. Da ist ... Nun ja, es wird jedenfalls geredet, und ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Fiona seufzte. »Kommen Sie ruhig herein. Ich habe einen dieser Briefe mit meinen eigenen Augen gesehen. In allen steht dasselbe, nicht wahr? Dass ich eine gefallene Frau bin?«

Alistair blieb auf den Stufen stehen, sah sich mit einem schnellen Blick auf der stillen Straße um und sagte: »Diese Briefe? Eine solche Gemeinheit. Man hat mir gerade mehrere gezeigt. Es ist besser für Sie, wenn Sie nicht so genau wissen, was darin steht! Feigheit, vorsätzliche Grausamkeit, keine Unterschrift. Denken Sie an meine Worte, dahinter steckt eine Frau. Eine Frau, die nichts Besseres zu tun hat, als mit Lügen Unheil anzurichten.«

»Aber die Leute glauben diese Lügen, Alistair, und ich weiß nicht, wie ich dem ein Ende bereiten soll. Sie reden hinter meinem Rücken über mich – so muss es sein –, aber niemand spricht mit *mir* darüber. Man behandelt mich wie Luft.«

»Am besten versuchen Sie nicht, etwas dagegen zu unternehmen. In ein oder zwei Wochen wird es sich von selbst legen.« Er räusperte sich. »Nein, ich bin nicht wegen der Briefe hier. Jedenfalls nicht direkt. Fiona ... jetzt wird behauptet, der Junge sei nicht Ihrer.«

»Nicht meiner?« Sie starrte ihn stirnrunzelnd an. »Wenn ich eine gefallene Frau bin, wie könnte er dann *nicht* meiner sein? Schließlich ist das die Sünde, die man mir zur Last legt – Liederlichkeit!«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass es nichts mit den Briefen zu tun hat. Diese Briefe sind nichts weiter als Gemeinheiten, bodenloser Unsinn. Nein, etwas anderes hat mich hierher geführt. Eine Angelegenheit, die so ernst ist, dass sich die Polizei damit befasst.« Er zögerte unbeholfen und suchte verlegen nach Worten. »Es besteht der Verdacht, dass ... äh ... dass Sie seine Mutter getötet und das Kind an sich gebracht haben.«

Der Schock war ihr anzusehen, und jede Spur von gesunder Farbe wich aus ihrem Gesicht. Es schnitt ihm ins Herz.

»Ich glaube Ihnen nicht«, flüsterte sie. »Nein, ich glaube Ihnen nicht. Das ist alles Bestandteil des Geredes!«

»Fiona«, sagte Alistair flehend, »Mr. Robson hat mich geschickt. Ich wollte nicht kommen. Er hat gesagt: ›Wir brauchen es nicht an die große Glocke zu hängen. Das übernehmen am besten Sie.‹ Aber ich weiß nicht, wie ich es anpacken soll ...«

Mr. Robson war der Chief Constable des County. Das hieß allerdings, dass es sich um eine ernste Angelegenheit handelte.

Ihr wurde bewusst, dass sie immer noch in der Tür standen, wo alle Welt sie sehen konnte. »Kommen Sie rein. Es ist keiner da. Es kommt sowieso niemand mehr.«

Fiona ging in den kleinen Seitenflügel voraus, der vor hundert Jahren angebaut worden war; ein schmaler Gang verband ihn mit der Wirtschaft.

Schon vor dem Tod ihrer Tante hatte sie hier gewohnt, und seit dem Zeitpunkt, zu dem ihre Tante erkrankt war, hatte sie das Wirtshaus weitergeführt, bis im Juni die Kundschaft ausgeblieben war.

Er folgte ihr und sah dabei auf ihren geraden Rücken und ihre schmale Taille. Ihm war elend zumute. Er setzte seine Mütze ab und klemmte sie unter den Arm. Seine Stiefel polterten schwer über die hölzernen Bodendielen. Seine Uniform schien ihn zu ersticken.

Im dem kleinen Raum, der ihr als Wohnzimmer diente, zeigte

Fiona auf den besten Sessel und sagte: »Ich habe niemandem etwas getan. Das zu behaupten, ist unmenschlich!«

»Mir passt das auch nicht, um die Wahrheit zu sagen!« Er wandte sich ab und starrte die große Standuhr an, die in der Ecke leise tickte. Ihm war nicht danach zumute, sich zu setzen, und es behagte ihm auch nicht, dazustehen und seine eigene Stimme die unvermeidlichen Worte sagen zu hören. Aber es musste sein. »Es wird behauptet ...« Seine Kehle schien sich zuzuschnüren.

»Was wird behauptet? Erzählen Sie es mir ruhig!«

Er lief dunkelrot an und sagte: »... Sie hätten keinen Trauschein. Sie nennen sich zwar Mrs. MacLeod, aber es ist nicht wahr, Sie sind nie verheiratet gewesen.« Die Worte sprudelten gequält aus ihm heraus. »Könnte ich bitte Ihren Trauschein sehen? Dann hört das Gerede auf. Mehr brauche ich nicht.«

Alistair mochte sie seit Jahren. Sie hatte schon länger den Verdacht, dass er in sie verliebt war. Jetzt wusste sie, dass es wahr sein musste.

Die Katze kam herein, strich um seine Beine und ließ feine Härchen auf dem dunklen Stoff seiner Hose zurück. Weiß auf Blau. Sie konnte das Schnurren hören. Die Katze hatte schon immer eine besondere Vorliebe für Alistair gehabt. Wenn er sich setzte, sprang sie sofort auf seinen Schoß und streckte den Kopf, um sich mit einem Ausdruck von maßloser Wonne an seinem Kinn zu reiben.

Fiona riss ihre Gedanken gewaltsam von dem Mann los, wandte sie wieder dem Polizisten zu und sagte: »Was für einen Unterschied macht es für andere, ob ich das Kind unehelich geboren habe? Ich habe niemandem etwas Böses getan. Und ich wäre auch nicht die Erste, die einen Mann geliebt hat, solange es noch möglich war! Im Krieg werden die Männer gnadenlos abgeschlachtet – in so jungen Jahren, dass die meisten von ihnen nach ihren Müttern geweint haben. Sagen Sie mir, warum das alle Welt etwas angeht und nicht meine Privatangelegenheit ist?«

Es war ein stillschweigendes Eingeständnis. Alistair erkannte es als solches und war um ihretwillen tief betrübt.

Behutsam sagte er: »Wenn das so ist, könnten Sie dann den

Beweis antreten, dass der Junge Ihr eigenes Kind ist? Könnte ein Arzt Sie untersuchen und mit Gewissheit sagen, dass Sie ein Kind geboren haben?»

Sie starrte ihn an. Ihr Gesicht gab ihm die Antwort, ehe sie es verhindern konnte.

Nach einem Moment sprach er weiter. »Wenn Sie nicht selbst ein Kind geboren haben, wie sind Sie dann zu diesem Jungen gekommen? Das ist die Frage, Fiona! Die Leute glauben, die Mutter sei hier im Wirtshaus begraben – wahrscheinlich unter den Bodendielen oder im Keller. Sie glauben, Sie hätten sie getötet, das Kind an sich genommen und sie an einem Ort verscharrt, an dem man sie nicht finden wird.«

»Im Wirtshaus!« Sie blinzelte ungläubig. »In *diesem* Wirtshaus? Ich hatte den Jungen doch schon bei mir, als ich nach Duncarrick gekommen bin. Wie könnte die Mutter hier begraben sein? Das ist doch aberwitzig!«

»Das habe ich den Leuten auch gesagt. Ich habe ihnen gesagt, dass Ihre Tante damals noch am Leben war und sich niemals auf so etwas eingelassen hätte. Aber sie wollen nicht auf mich hören.«

»Und um wen handelt es sich eigentlich bei den Leuten, die so viel gegen mich vorzubringen haben? Es ist mein Recht, das zu erfahren.«

»Einige Gemeindemitglieder haben Mr. Elliot die Briefe gezeigt, die sie erhalten haben ...«

»Und er hat nicht das Geringste unternommen! Nicht ein einziges Mal hat er mit mir über die Briefe geredet!«

»Ich weiß, Fiona. Das war unrecht von ihm. Er hätte die halbe Stadt ausschelten sollen, dass man diesen Briefen überhaupt Beachtung geschenkt hat. Sein Einfluss ist beträchtlich –«

»Ich wollte gar nicht, dass er die Leute auszankt, aber er hätte ihnen sagen sollen, dass es sich um Lügen handelt! Und mir hätte er sagen sollen, dass er kein Wort von dem glaubt, was in den Briefen steht. Er hätte mir einen Besuch abstatten sollen, als Beweis dafür, dass ich eine anständige Frau bin! Das wäre mir ein Trost gewesen, Alistair! Stattdessen hat auch er mir den Rücken gekehrt.«

»Ja, aber hören Sie mir zu, Fiona. Vor drei Tagen hat er einen Brief bekommen, mit der Post, nicht auf der Türmatte abgelegt. Dieser Brief ist nicht so wie die anderen. Darin sind keine Anschuldigungen erhoben worden; tatsächlich ist es sogar ein Versuch, Sie zu verteidigen. In dem Brief steht, Sie könnten keine ... äh ... gefallene Frau sein, denn Sie wären nie verheiratet gewesen und hätten keine eigenen Kinder geboren. Der Brief wollte keine Zweifel aufwerfen, sondern deutlich machen, dass das Gewisper und Geraune unwahr ist. Dann stand auch noch darin, leider sei es nicht möglich, die leibliche Mutter des Jungen als Beweis für diese Behauptungen beizubringen, denn sie sei kurz nach der Geburt gestorben, und Sie hätten den Jungen fortgebracht und ihn für sich behalten. Die Schreiberin schwört, sie wüsste nicht, wo Sie die Leiche der Frau begraben haben, und sie lässt ihren Brief mit den Worten enden, Ihrer Tante seien Lügen aufgetischt worden. Sie hätte nicht das Geringste damit zu tun gehabt.«

Fiona schluckte schwer. Der Kloß in ihrer Kehle drohte sie zu ersticken. Nur unter großer Willensanstrengung gelang es ihr, mit ruhiger Stimme zu sprechen, als sie fragte: »War es ein ... ein anonymer Brief, wie alle anderen? Oder war er unterschrieben?«

»Nein. Die Briefschreiberin behauptet, sie hätte große Angst, mit der Sprache herauszurücken. Um Ihrer Tante willen hätte sie den Mund gehalten, weil sie wusste, dass man Ealasaid Mac-Callum Lügen aufgetischt hatte. Und sie fürchtet, jetzt könnte man deswegen Anklage gegen sie erheben.«

Fiona hielt den Atem an. »Und die Adresse? Woher kam der Brief?«

»Er trägt den Poststempel von Glasgow, aber das heißt noch lange nicht, dass ihn jemand geschrieben hat, der dort lebt. Man braucht ihn schließlich nur dort einzuwerfen, nicht wahr? Die Schreiberin könnte in Lanark wohnen ... in Inverness ...« Er blickte hinunter auf seine Stiefel, weshalb ihm ihr Gesichtsausdruck entging, bückte sich, um die Katze zu streicheln, überlegte es sich aber anders. Er richtete sich wieder auf und fuhr ernsthaft fort: »Mr. Elliot ist zum Chief Constable gegangen. Der Chief Constable versteht keinen Spaß, wenn es um anonyme

Briefe oder versteckte Andeutungen geht. Er hat Inspector Oliver beauftragt, der Sache auf den Grund zu gehen. Inspector Oliver hat mich hergeschickt, damit ich mich hier umschaue. Ich soll, wohlgermerkt, nur nachsehen, ob in den letzten Jahren Arbeiten am Haus ausgeführt worden sind. Ob Steinplatten vom Boden gelöst, Reparaturen an den Wänden vorgenommen oder die Keller umgebaut worden sind.«

»Hier sind keine Arbeiten vorgenommen worden – nicht seit 1914, seit dem Beginn des Kriegs. Der alte Peter, das Faktotum meiner Tante, kann Ihnen sagen, dass am Haus schon lange nichts mehr getan worden ist –«

»Das hat er bereits ausgesagt. Inspector Oliver hat ihn befragt. Und Ihre Nachbarn hat er auch vernommen. Aber eine solche Angelegenheit hätte man schließlich geheim gehalten. Sie hätten Peter doch gewiss nichts davon gesagt, wenn hier eine Leiche versteckt worden wäre? Und ebenso wenig hätten Sie es, wie schon die Briefschreiberin sagt, Ihrer Tante erzählt.«

»Das ist nicht wahr! Und unsinnig ist es obendrein! Wenn ich das Kind bei meiner Ankunft mitgebracht habe, wie hätte ich dann seine tote Mutter mitbringen können, um sie hier zu begraben? In einer Truhe? Hinten in der Kutsche? Über meine Schulter geworfen?« Sie verspürte Verzweiflung und Furcht.

Ihr bitterer Humor ließ ihn zusammenzucken. »Das hat Mr. Robson bereits angeschnitten. Er hat gesagt, möglicherweise hätte sich die Mutter von der Geburt erholt und den Jungen letzten Endes doch behalten wollen. Und als sie hergekommen ist, um ihn zu holen, haben Sie es verhindert. Meine Befehle lauten –«

»Dieses Wirtshaus gehört jetzt mir. Ich lasse nicht zu, dass jemand es auseinander nimmt, um eine Leiche zu suchen. *Hier gibt es nirgends eine Leiche!*«

»Ich muss mich hier umsehen, Fiona. Sonst schicken sie einen anderen, mit einem Durchsuchungsbefehl und einer Axt. Würden Sie mir wenigstens gestatten, einen Rundgang zu machen und mich mit meinen eigenen Augen davon zu überzeugen, dass es hier nichts zu finden gibt?«

»Nein!« Ihr Schrei schreckte die Katze auf, die einen Buckel

machte und dann hinter den schweren Vorhängen des Erkerfensters verschwand.

»Fiona ...«

»Nein!«

Es kostete ihn eine gute halbe Stunde, sie davon zu überzeugen, dass er das kleinere Übel war. Dass es zu ihrem eigenen Besten war, wenn sie einwilligte, ihn in den Räumlichkeiten herumzuführen. Dass er sich nur da umsehen würde, wo Fiona es ihm gestattete, und dass er nur mit ihrer ausdrücklichen Erlaubnis Gegenstände von ihrem Platz rücken würde. Als sie ihm endlich steif die Genehmigung erteilte, sagte er sanft: »Es tut mir Leid. Es tut mir so Leid.«

Aber sie schenkte ihm keinerlei Beachtung. Mit einer Kälte, die er bisher nie an ihr wahrgenommen hatte, führte sie ihn durch den kleinen Anbau, in einen Raum nach dem anderen, sogar in das Zimmer, in dem das Kind mit einer Hand unter dem Kinn in seinem Bettchen schlief, und dann durch das von den Jahren gezeichnete Gebäude, das einst das Wirtshaus ihres Großonkels gewesen war, dann das ihrer Tante, und das heute ihr gehörte. Durch die Schankstuben, durch die Küchen und die Keller und durch die wenigen Schlafzimmer, in denen gelegentlich Reisende oder Marktbesucher nächtigten. Durch die Dachböden, wo zwischen den kaputten oder ausrangierten Einrichtungsgegenständen, die dort gelagert waren, alte Kisten und Truhen auf den staubigen Fußböden herumstanden, die längst vergessenen Habseligkeiten einer Familie, die über Generationen unter demselben Dach gelebt hatte. In die Keller, in deren Regalen noch Wein lagerte, aber nur sehr geringe Mengen Bier – niemand kam, um es zu trinken; ebenso wie die Küchen, die Speisekammern und das kleine Vorratslager der Bar waren auch die Keller nahezu leer. Keine Säcke mit Mehl, Kartoffeln oder Zwiebeln, kein Dosenobst und keine Einmachgläser mit Früchten aus dem Garten.

Er sah sich so gründlich um, wie er konnte, ohne sie zu verletzen. Er pochte an Wände und stampfte auf die Fußböden, lugte in Kamine und rückte die größten Kommoden und Geschirrschränke zur Seite, öffnete die Deckel von Truhen und schnup-

perte an deren muffigem Inhalt. Er wandte seine Gedanken und seine Aufmerksamkeit dieser Aufgabe zu und ließ sich sein eigenes Elend nicht ansehen.

Als Alistair ging, begleitete sie ihn zur Tür und schloss sie schon, während er sich noch gebührend bedankte.

Hinter der dicken Eichentür, wo niemand sie sehen konnte, lehnte sie ihre Stirn an das kühle Holz und schloss die Augen. Und dann begann das Kind, das gerade aufgewacht war, falsch vor sich hin zu singen, ein Lied aus dem schottischen Hochland, das sie ihm beigebracht hatte. Sie riss sich mühsam zusammen und rief: »Ich komme schon, Liebling.« Aber es dauerte noch eine Minute, bis sie sich aufraffen konnte, die Treppe hinaufzusteigen.

Was auch immer Alistair McKinstry seinen Vorgesetzten berichtete – vierzehn Tage vergingen, ehe wieder Polizisten bei ihr anklopften und Einlass verlangten, um sich umzusehen: Inspector Oliver, Sergeant Young, Constable McKinstry und Constable Pringle. Aus Sorge, sie zu kränken, hätte McKinstry die Nebengebäude nicht richtig untersucht, teilte man ihr mit.

Fiona, die zwischen Furcht und Empörung hin- und hergerissen war, sagte, sie sollten nach Lust und Laune alles durchsuchen, ehe sie ihnen die Tür vor der Nase zuschlug und dafür sorgte, dass niemand das Kind zu sehen bekam.

In den Stallungen im Hof des Gasthauses fanden sie die Knochen, gut versteckt zwischen der Rückwand und dem kleinen Raum, in dem der Stallknecht gewohnt hatte. Inspector Oliver war an einer Stelle die ungewöhnliche Dicke des Verputzes aufgefallen. Er hatte mit einem Hammer darauf geklopft, festgestellt, dass sich dahinter ein Hohlraum verbarg, noch einmal geklopft und mit Interesse beobachtet, wie sich ein spinnwebartiger Haarriss ausbreitete. Da er von Natur aus argwöhnisch war, begab er sich in den staubigen Raum auf der anderen Seite der Wand und fand dort heraus, dass ein Wandschrank nicht so tief war, wie er hätte sein sollen.

Daraufhin hatten sie die Wand eingerissen, und der Schädel war herausgerollt, ehe sie auch nur den Rest der Knochen gesehen hatten, die in den langen, schmalen Hohlraum gezwängt

waren. Als der Schädel aufhörte zu rollen und grinsend zu ihnen aufblickte, unterdrückte Constable McKinsty einen Fluch.

Die langen Haare, die stellenweise noch an dem trockenen Knochen hafteten, wiesen den Schädel eindeutig als den einer Frau aus.

Man verhaftete sie erst gegen Ende August.

Die Knochen im Stall hatten die Ermittlungen in ein Dutzend neue Richtungen ausufern lassen. Inspector Oliver hatte mit grimmiger Sorgfalt Fionas Vergangenheit durchkämmt, war jedem Hinweis nachgegangen, der ihm zu Ohren gekommen war, und hatte es geschafft, neue Informationen ans Licht zu bringen – belastende Informationen, die die Theorie erhärteten, die er so unwiderstehlich fand. Der Prokurator-Fiskal hatte es nach einer Unterredung mit dem Chief Constable für angemessen erachtet, Anklage wegen Mordes zu erheben.

Fiona fand jemanden, der für den Jungen sorgen würde, und ging schweren Herzens ins Gefängnis. Sie konnte nicht sicher sein, wer ihr Feind war oder wie er so geschickt eine Schlinge um ihren Hals zugezogen hatte. Sie wusste jedoch ein entscheidendes Detail über diese Person. Die Planung und die Ausführung waren raffiniert vorgenommen worden. Jemand hatte ihren Tod sorgsam vorbereitet und überließ es jetzt dem Gesetz, an seiner Stelle die Tat zu begehen.

Das hieß, dass jemand sie abgrundtief hassen musste.

Aber wer?

Der einzige Mensch, den sie hätte fragen können, war ausgerechnet die Person, an die sie sich nie um Hilfe wenden konnte. Selbst dann nicht, wenn man sie zum Galgen führte.

Sie hatte ein Versprechen gegeben, und sie wagte nicht, es zu brechen.

Nachts weinte sie um den Jungen. Sie liebte ihn rückhaltlos und ohne jede Scham. Was würde man ihm jetzt über die Frau erzählen, die er für seine Mutter hielt? Wer würde für ihn sorgen und auf seine Sicherheit bedacht sein, wenn sie nicht da war?

Die Einsamkeit war nahezu unerträglich. Dasselbe galt für den Müßiggang. Sie war es nicht gewohnt, den ganzen Tag untä-

tig dazusitzen, von Stille umgeben und ohne ein Buch oder eine Nadelarbeit, um sich die Zeit zu vertreiben. Schon als Kind im Hause ihres Großvaters hatte es Bücher gegeben. Und einen Korb Flickzeug. Briefe, die geschrieben werden mussten. Jetzt gab es niemanden, an den sie hätte schreiben können. Wo steckten die vielen Menschen, die behauptet hatten, ihre Freunde zu sein, die sie erst um ihrer Tante und dann um ihrer selbst willen mit offenen Armen aufgenommen hatten? Keiner von ihnen hatte sie besucht oder ihr ein paar ermutigende Zeilen geschrieben. Sie fühlte sich im Stich gelassen und wünschte sich von ganzem Herzen, ihre Tante wäre noch da, um sie zu trösten.

Sie setzte kein Vertrauen in den Anwalt, der sie aufsuchte, um mit ihr zu reden. Etwas in seinen schmalen Augen warnte sie, sich vor ihm in Acht zu nehmen. Diese Sorte Mann traute keiner Frau.

# 3

*September 1919 LONDON* Er stand auf der Straße und sah über die niedrige Steinmauer auf den Friedhof am Fuße des Hanges hinunter. In der Nacht war Regen gefallen; die Steine waren klatschnass und hoben sich schwarz gegen das bleiche Morgenlicht ab.

Sein Herz klopfte heftig. Die Steine zogen ihn magnetisch an, und er ertappte sich bei dem Versuch, auf jedem einzelnen den Namen zu erkennen, während er einen suchte, von dem er wusste, dass er dort sein musste. Dann wandte er sich mit großer Willensanstrengung ab, um die hohen Fenster über der Tür des Kirchturms anzustarren, der noch in tiefhängende Regenwolken gehüllt war. Er wollte gern glauben, dass es die Kirche von Buncombe im Cornwall war, doch er wusste, dass das nicht sein konnte. Er redete sich ein, es sei ein Friedhof in Frankreich, aber auch das war gelogen.

Eine flinke Bewegung lenkte ihn ab, und dann sah er das Mädchen im Schatten der Kirchentür. Sie trug Blumen, hatte die Arme voller Blüten und langer grüner Halme, und als sie ins Licht trat, sah er, dass sie ihn anblickte. Als hätte sie erwartet, dass er dort stand. Als hätte sie gewusst, dass er schließlich doch noch kommen würde.

Er konnte ihr Gesicht nicht deutlich sehen, doch er erkannte sie sofort. Und der Kummer in ihren Augen beschämte ihn und machte ihn wehrlos.

Voller Entsetzen versuchte er sich abzuwenden, doch er konnte es nicht. Seine Füße waren wie angewurzelt, sein Körper von ihren Augen gelähmt.

Jetzt kam sie über den Weg auf ihn zu. Sie sagte etwas zu ihm und deutete dann auf das Grab am Rande des Friedhofs. Nur lag dort unter der nackten braunen Erde kein Leichnam. Das wusste er sofort.

Ihr Gesicht wies Tränenspuren auf, aber keinen Hass. Er glaubte, den Hass hätte er ertragen können, nicht aber das Mitleid in ihren Augen.

Er begann auf sie zuzugehen, nicht aus eigenem Antrieb, sondern ihrem Willen folgend, angezogen von ihr, angezogen von den Blumen in ihren Armen, angezogen von dem Grab, für das sie bestimmt waren. Sie hatte genug Blumen für sie beide mitgebracht, die sie gemeinsam über die Erde breiten würden, um deren Hässlichkeit zu verbergen. Jetzt konnte er das Grab sehen, karg, ohne Schönheit oder Anmut, und auch nicht durch die Zeit gemildert, und er war dem Anblick nicht gewachsen – nur noch ein Schritt, und er würde den Namen auf dem Stein lesen, und das wäre unerträglich –

Ian Rutledge fuhr aus dem Schlaf hoch, schwer atmend, als hätte er einen heftigen Schock erlitten.

Er saß mit angezogenen Knien und zurückgeworfenem Kopf aufrecht da, schweißgebadet und voller Entsetzen, und ihm graute vor der dichten, erstickenden Schwärze, die ihn umgab und ihn blind machte.

Hektisch hob er die Hände zu seinem Gesicht, um die klebrige Maske abzureißen, und berührte – nicht den zähen Schlamm des Schützengrabens, sondern sein eigenes Fleisch.

Überrascht und verwirrt versuchte er nachzudenken. Wenn er nicht in Frankreich war, wo war er dann? Seine Hände irrten umher, fanden Bettzeug ... ein Kissen. War er im Krankenhaus?

Als sich seine Augen an das undurchdringliche Dunkel gewöhnten, konnte er die geisterhaften Umrisse seiner Umgebung erkennen. Eine Tür ... ein Spiegel ... ein Bettpfosten ...

Rutledge fluchte. *Ich habe geschlafen ... ich liege in meinem eigenen Bett ... ich habe geträumt ...*

Es dauerte jedoch einige Minuten, bis der lebhafteste Traum so weit verblasst war, dass er das übermächtige Gefühl drohenden

Verderbens abschütteln konnte, das der Traum zurückgelassen hatte. Im Hintergrund grollte Hamish wie dumpfer Donner – oder Kanonen – und versuchte immer wieder, ihm etwas zu sagen, was er nicht hören wollte.

Er tastete nach einem Streichholz, zündete die Kerze auf dem Tisch neben seinem Bett an und stand dann auf, um das Licht einzuschalten. Nackt und aufdringlich nach der Dunkelheit fiel der grelle Schein von der hohen Decke, doch er war dankbar für den Realitätsbezug, den ihm die Helligkeit vermittelte, als sie den letzten Rest Schlaf und die Rückstände seines Alptraums verscheuchte.

Er löschte den Docht mit den Fingerspitzen zusammen, warf einen Blick auf die Taschenuhr neben dem Kerzenhalter aus Messing und sah, dass es kurz vor drei war. In Frankreich hatte er oft mit einem Kerzenstummel in der Hand geschlafen. Der Stummel brannte nicht – es wäre Wahnsinn gewesen, die Kerze anzuzünden –, aber sie war dennoch ein Symbol des Lichts. Er bewahrte immer noch eine Kerze neben seinem Bett auf, als Talisman.

*Das hier ist London, nicht der Schützengraben, und es gibt keinen Schlamm.* Er wiederholte die Worte mehrfach und lauschte ihrem erfreulich normalen Klang.

Seine eigenen Habseligkeiten umgaben ihn: der geschnitzte Schrank neben der Tür zum Wohnzimmer, der Spiegel, vor dem er jeden Morgen seine Krawatte band, der Stuhl, der seinem Vater gehört hatte, die hohen Pfosten des Betts, in dem er schon als kleiner Junge geschlafen hatte, die dunklen burgunderroten Vorhänge, die er mit Hilfe seiner Schwester aufgehängt hatte. All das war ihm vertraut, und auf ihre Weise spendeten ihm die Gegenstände unerwarteten Trost. Sie hatten ihm schon vor dem Krieg gehört, ebenso wie diese Wohnung, und die Rückkehr hierher hatte ein Bollwerk gegen die Hölle der Schützengräben bedeutet, die er in der Zwischenzeit erlebt hatte. Eine Zusicherung, dass er eines Tages wieder der Alte sein könnte.

*Ich habe zu hart gearbeitet,* sagte er sich, während er zwischen dem Bett und dem hohen Schrank umherlief und am Tisch vor dem Fenster stehen blieb. Er hob einen der Vorhänge. Draußen hingen dichte Regenwolken über der Stadt. Grau und deprimie-

rend. Er wandte sich ab und ließ den schweren Stoff wieder fallen. *Frances hat Recht, ich brauche Ruhe. Wenn ich mich ausruhen kann, wird es aufhören.*

Seine Schwester Frances hatte es in unmissverständliche Worte gekleidet. »Du siehst furchtbar aus, Ian! Müde und abgemagert und immer noch keineswegs du selbst. Sag dem alten Bowles, er soll dir Urlaub geben. Seit deiner Rückkehr zu Scotland Yard hast du so hart gearbeitet wie zehn Männer, und die Ärzte haben dir ziemlich eindeutig gesagt ...«

Ja, sie hatten es ihm gesagt. Aber manchmal fand er in der Arbeit das Vergessen.

Hamish, der in Rutledges Hinterkopf einfach keine Ruhe geben wollte, sagte: »Das ist nicht wahr, du kannst nicht vergessen. Es herrscht nur manchmal Leere.«

»Das reicht mir. Wenn ich derart erschöpft bin, dass ich schlafen kann, dann finde ich Frieden – fand ich früher Frieden«, verbesserte sich Rutledge. Aus alter Gewohnheit antwortete er der Stimme, die nur er hören konnte, der Stimme eines Toten. In dem stillen Raum war sie so klar und deutlich zu vernehmen wie seine eigene. Sie sprach mit dem gedehnten Tonfall der Schotten aus dem Hochland und war so real, als sei es durchaus möglich, dass der Sprecher dicht hinter seinem Rücken stand, wenn Rutledge den Kopf umwandte. Aber hinter ihm stand niemand, obgleich die Furcht, er könne sich in diesem Punkt irren, fast so real war wie die Stimme.

Er versuchte, den Traum in die fernen Ausläufer der Verzweigung zu drängen, und er weigerte sich, die geringste Erinnerung daran zu bewahren, weigerte sich, im Entferntesten daran zu glauben. Dann wurde ihm klar, dass er stirnrunzelnd mitten im Zimmer stand und Erinnerungen nachhing.

Er schüttelte sich und trat wieder ans Fenster, um noch einmal hinauszuschauen. »Im Hochland ist es nicht so trist – der Regen ist sauber und frisch.«

Rutledge, der dankbar für die Ablenkung war, nickte.

Das, was wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks als Schützengrabenneurose bezeichnen, hatte der Arzt im Krankenhaus – ein Freund von Frances, derjenige, der ihn vom Rand des

Wahnsinns zurückgeholt hatte – gesagt, ist noch nicht vollständig erforscht. »Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Fortgang es nehmen wird. Ob Sie eines Tages feststellen werden, dass die Symptome verschwunden sind, oder ob Sie für den Rest Ihres Lebens darunter leiden werden. Ob es mit der Zeit etwas besser oder weitaus schlimmer wird. Sehen Sie, wir wissen es nicht. Einigen der Männer, die ich wegen derselben Symptome behandelt habe, ist es gelungen, eine Form zu finden, wie sie damit leben können. Diesen Weg müssen auch Sie für sich finden. Sorgen Sie sich nicht um die medizinischen Aspekte, sondern nehmen Sie Ihr Leben wieder in die Hand, und machen Sie das Beste daraus, dass Sie halbwegs normal argumentieren, denken und handeln können.«

Rutledge war sich nicht mehr sicher, was »normal« war. Seit Anfang 1916 war ihm diese Sicherheit abhanden gekommen.

Für ihn hatte der Krieg nicht im Triumph und mit Freudenfesten geendet.

Als 1918 zur elften Stunde des elften Tages das Geschützfeuer eingestellt worden war, war er längst in einer derartigen Verzweiflung versunken, dass er kaum noch wusste, wo er war.

Einen Monat später hatte man ihn gefunden; er war benommen über die Straßen im Norden Frankreichs geschlendert und hatte zusammenhangloses Zeug geredet. Er hatte einen deutschen Militärmantel getragen, seinen Namen nicht nennen und nicht einmal seine Nationalität angeben können, und schließlich hatte man ihn zum britischen Kommando zurückgeschickt: Ein französischer Major hatte in ihm einen Verbindungsoffizier erkannt, dem er 1915 begegnet war.

Die Briten hatten ihn prompt ins Krankenhaus gesteckt. Schützengrabenneurose, so lautete die Diagnose. Aussichten: ungewiss.

Und das hatte sich bestätigt. Nichts hatte ihn aus der Verfassung aufrütteln können, in der sie ihn gefunden hatten, aus dem trostlosen, anklagenden Schweigen. Mit der Zeit hatte die Erinnerung eingesetzt, wer und was er war – Ian Rutledge, britischer Offizier, früher Inspector bei Scotland Yard. Er hatte seine Schwester Frances erkannt, und man hatte ihm ein kurzes Treffen mit seiner Verlobten gestattet.

Es war kein Erfolg gewesen. Als er teilnahmslos Jeans Hand nehmen wollte, war sie zurückgeschreckt. Die Ärzte hatten sie sorgfältig unterwiesen, doch ihre Augen waren vor Furcht geweitet, während sie mit bebender Stimme geistlose Konversation betrieb. Anschließend hatte er sie nur noch ein paar Mal gesehen, ehe sie die Verlobung löste.

Seine Schwester war diejenige gewesen, die ihn aus diesem grässlichen Loch – einem Krankenhaus für Fälle von Schützengrabenneurose – herausgeholt und in einer Privatklinik untergebracht hatte.

Und dort hatte ihn der behandelnde Arzt namens Fleming gnadenlos gebrochen.

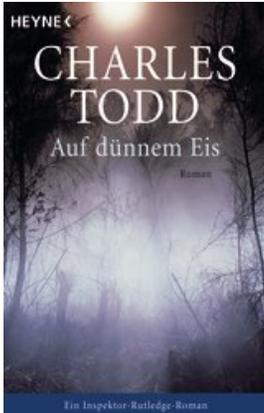
Rutledge hatte ihm erbitterten Widerstand geleistet, aber in seinem Zustand, krank und grenzenlos erschöpft, hatte er es mit dem großen, grobknochigen Arzt nicht aufnehmen können; Fleming hatte in dem Wrack einen Mann gewittert, der es wert war, gerettet zu werden, und daher war er nicht bereit gewesen, sich geschlagen zu geben.

Die Wahrheit über Corporal Hamish MacLeod war ans Licht gekommen, anfangs bruchstückhaft und dann so intensiv von neuem erlebt, dass Rutledge sich eingebildet hatte, wieder im Schützengraben zu liegen.

Hinterher hatte Rutledge Fleming fast umgebracht, die letzte verzweifelte Gegenwehr eines verborgenen Ichs, das für einen bewussten Verstand derart untragbar war, dass er den Arzt gehasst und dafür verantwortlich gemacht hatte, ihn aus seinem Schweigen herausgeholt und ihm die Erinnerung wiedergegeben zu haben. ...

Die Offensive an der Somme im Jahre 1916, von Anfang an eine Katastrophe, hatte im Juli begonnen und sich den ganzen Sommer über hingezogen.

So viele Männer waren gestorben, dass die Leichen dort, wo sie lagen, verwesten und vermoderten und die Überlebenden sich wohl oder übel mit dem Gestank abfanden. Die Schlacht tobte schon seit Wochen, und nicht einer von ihnen war mehr bei klarem Verstand, doch als Corporal Hamish MacLeod die



Charles Todd

**Auf dünnem Eis**

Ein Inspektor-Rutledge-Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-17304-3

Heyne

Erscheinungstermin: April 2015

Was geschah mit Eleanor Gray?

In den Bergen von Schottland wird eine Frauenleiche gefunden. Da es sich offensichtlich um einen Mord handelt, soll Inspektor Rutledge von Scotland Yard den mysteriösen Fall aufklären, der die Geister der Vergangenheit wieder aufleben lässt.